

Asta Vonderau

Arbeiten? Lässt sich (nur) als Feldforschung ertragen

Rasch stellt sich in Zeiten von Befristungen und kurzen Arbeitsverträgen das Gefühl ein, nicht „wirklich“ zu arbeiten oder keiner „richtigen“ Arbeit nachzugehen. Viele Kolleg:innen leben im ständigen Bewusstsein, bald keine Stelle mehr zu haben oder auf der Suche nach einer zu sein. Diese Zeitlichkeit des akademischen Lebens hat konkrete Folgen: Sie verschlingt Energie, verlangt thematische Anpassungen an sich verändernde Standorte und erschwert nachhaltiges Forschen. Netzwerke sind immer

wieder neu und eher strategisch als inhaltlich zu knüpfen, Pendelstrecken werden länger und Alltagslogistiken komplizierter. Dass es Arbeit nie in Ruhe und nie auf Dauer gibt, ist an der neoliberalen Universität „normal“. Und weil das Ende der Arbeit immer schon in Sicht ist, erscheint die Frage danach, wie wir denn arbeiten möchten, für viele überflüssig. Diejenigen, die berufen werden, sind im festen Griff der Institution Universität und strukturell so eingebunden, dass die Luft zum Atmen und zum Forschen oft fehlt. Dennoch machen die Arbeit auf Dauer und die andauernde (wenn auch zuweilen träge) institutionelle Zeitlichkeit ein Nachdenken über die eingangs gestellte Frage notwendig.

Mein persönliches Nachdenken begann in dem Augenblick, als der Rektor bei der Übergabe meiner Berufungsurkunde hinter sich auf drei weitere Männer in Perücken deutete, die von Gemälden an der Wand seines Büros auf mich herabschauten, und mich fragte, ob ich diese historischen Größen erkennen würde. Erkannt habe ich in dem Moment, dass keine Frauen darunter waren, dass ich bestimmte institutionelle Hierarchien ignorieren und nicht als meine hinnehmen will. Institutionen, wie von Mary Douglas (1986) gezeigt, können klassifizieren, vergessen lassen und über Leben und Tod entscheiden. Zugleich aber lässt sich das institutionelle Geschehen im Modus der Feldforschung, aus einer beobachtenden, analytischen Distanz gut navigieren und dezentrieren.

Wenn ich die bunten, aber staubigen Talare beobachte und politische Stimmen höre, welche erfolgreich durchgeführte Sparmaßnahmen loben und sich bemühen, bloß keinen Cent zu viel für die Zukunft der Wissenschaft zu versprechen, dann denke ich an meine Studierenden und unser gemeinsames Tun. Sie erscheinen mir in solchen Momenten als sehr weltoffene Menschen und ich danke meinem Schicksal, mit ihnen arbeiten zu können. Auch erinnere ich mich an diejenigen, denen ich während meiner Forschungen begegnet bin und wie sie andere Arten des In-der-Welt-Seins an den Tag legen. So betrachtet, zeigt sich der Arbeitsalltag nicht bloß als grau, sondern als a *colourful explosion of the actual* (Rees 2018). Er ist von einer Gleichzeitigkeit von Dingen durchzogen, die scheinbar unverbunden und dennoch in Bezug zueinander stehen, aufeinander wirken und verschiedenste Folgen, darunter auch Freiräume für Neues, mit sich bringen. Die Feldforschungsperspektive denaturalisiert die Enge des Tatsächlichen, insofern sie die Vielfalt des Möglichen denkbar macht. Im ethnologischen Instrumentarium finden sich weitere Mittel, die gegen institutionelle Normalisierungen helfen und der Frage, wie wir arbeiten wollen, Sinn und Wirkungskraft verleihen. So sind bloße Distanzierung und Verfremdung für eine visionäre, über institutionelle Grenzen und Zwänge hinausreichende Reflexion nicht ausreichend, dies erfordert Imagination und ethnologische Vorstellungskraft.

Ich stelle mir vor, ich wäre ein Fels in der Brandung

Dauerhaftigkeit ermöglicht es, Verantwortung zu übernehmen, sei es für bestimmte Forschungsthemen und Fragestellungen, sei es für jüngere Menschen – Kolleg:innen und Studierende –, die in den Stürmen der neoliberalen Universität hin und her geschleudert werden. Ich wünsche niemandem (besonders nicht Kolleg:innen mit Kindern), die Härten einer akademischen Karriere zu erfahren, wie sie noch vor einigen Jahren üblich waren. Sie alle sollten Zeit für Kinderbetreuung haben, in Ruhe forschen und davon ausgehen dürfen, dass sie nach einer Pause ihre Arbeit wieder aufnehmen werden. „Ich kann ihnen dabei helfen und Stabilität bieten“, denke ich, „quasi als Fels in der Brandung“. Allerdings einer, der am Ende des Tages stetig von bürokratischen Wellen überspült wird.

„Guten Morgen, sehr geehrte Frau Professorin Vonderau, für das o. g. Personalverfahren benötige ich schnellstmöglich eine neu angepasste Tätigkeitsdarstellung.“

„Wie telefonisch besprochen anbei die eingereichte Tätigkeitsdarstellung mit der Bitte um Abänderung und erneuter Zusendung.“

„Bitte ergänzen Sie unter V00 und V06a. Bei V07a bitte kontrollieren Sie dies noch einmal.“

„Nach Rücksprache mit dem Referatsleiter und der Abteilungsleitung teile ich Ihnen mit, dass die eingereichte wiss. Weiterqualifizierung zur Einstellung von xxx nicht dem Arbeitsverhältnis zugrunde gelegt werden kann.“

„Entsprechend bitte ich Sie, das Qualifizierungsziel neu zu formulieren und das Dokument der wiss. Weiterqualifizierung.“

Und wenn am Ende des Tages trotz wochenlangen Bemühens weitere Dokumente fehlen und aus der Verwaltung erstmal eine Urlaubsmeldung kommt, während ein junger Familienvater nicht weiß, ob er im nächsten Monat, also genau in zwei Tagen, noch Geld verdienen wird, dann ist die felsige Stärke schon verflogen und eine Frage steht im Raum:

Bullshit Job?

Genau wie von David Graeber (2019) beschrieben, scheint das Machen und Tun völlig sinnlos. Mehr noch, statt dies einzusehen, bin ich versucht, mich selbst zu belügen und nach einem Sinn zu suchen. Dabei ist eines klar: Es wäre sehr viel sinnvoller, dem spanischen Beamten aus Graebers Buch zu folgen, diese „Arbeit“ sein zu lassen, nach Hause zu gehen und einfach Spinoza zu studieren. Wäre das nicht die eigentliche Arbeit einer Wissenschaftlerin? Ich könnte sicher eine namhafte Spinoza-Expertin werden, hätte ich nur Zeit für solche Studien. Genau das – eine inhaltliche, ethnologisch entschleunigte und ausführliche Arbeit – kommt im universitären Alltag zu kurz und wird (zu) wenig wertgeschätzt. Der Bürokratisierung und Bullshitisierung der akademischen Arbeit entgegenzuwirken sollte, so meine ich, zum Arbeitsethos von Ethnolog:innen gehören: Räume und Zeiten zu schaffen, sodass gemeinsame Imagination

als kritische Praxis für die Erzeugung von anderen möglichen Arbeitswelten praktiziert werden kann, ohne dass die wahrscheinlichen Szenarien überhandnehmen. Ein solches Praktizieren sollte die bereits existierenden (sowohl harmonischen als auch konfliktreichen) Beziehungen zwischen scheinbar auseinanderfallenden Dingen – etwa der Universität und der Forschung, dem Inhalt und der Form, der Wissenschaft und der Bürokratie – sichtbar machen und neu knüpfen.

Ich will mir feministische Ohren wachsen lassen

Doch um gegen Bullshitisierung vorzugehen, reicht die Klage über die eigene Institution gewiss nicht aus. Unsere Studierenden wollen die Welt gemeinsam erkunden und nicht von den Problemen einer Universität hören, die sie bald verlassen werden. Und sie haben Recht damit! Denn über die institutionellen Grenzen hinaus zu forschen und zu imaginieren heißt, in die Welt zu gehen, die individuellen Anliegen zu kontextualisieren und in Relation zu anderen Menschen und Dingen zu setzen. In welchem Bezug stehen etwa meine Alltagsrealitäten zu denen eines auf der Flucht sich befindenden weißrussischen Wissenschaftlers und Aktivisten, der letzte Woche neben mir in einem Workshop saß? Können unsere (Arbeits-)Welten unterschiedlicher sein? Hören wir überhaupt das gleiche, wenn wir gemeinsam diskutieren? Und was bedeutet und bewirkt unsere Ko-Präsenz im Rahmen eines gemeinsamen akademischen Unterfangens? Um solche Fragen beantworten zu können, müssen wir uns feministische Ohren im Sinne Sarah Ahmeds (2021) wachsen lassen, also die Fähigkeit entwickeln, gemeinsame Sprachen zu finden und gemeinsam zuzuhören, um kollektive Belange äußern und durchsetzen zu können. Diese Fähigkeit stärkt eine Ethnologie, die grenzüberschreitende Verflechtungen und Konstellationen der Gleichzeitigkeit von (Lebens-)Welten und Daseinsformen untersucht, dabei entschleunigend und dezentrierend wirkt, indem sie Freiräume für Neues aufspürt und sichtbar macht mithilfe von Imagination und Voraussicht. Diese Ethnologie beobachtet nicht nur, sondern hat das Potenzial, Beziehungen zwischen auseinanderfallenden Dingen zu sehen und immer wieder neu zu knüpfen: „kollektive Ohren“ also, die Ethnologinnen in ihrem methodologischen Instrumentarium sowie in ihrem Arbeitsalltag immer tragen sollten.

Literatur

- Ahmed, Sarah. 2021. *Complaint!* Durham und London: Duke University Press.
- Douglas, Mary. 1986. *How Institutions Think*. Syracuse und New York: Syracuse University Press.
- Graeber, David. 2019. *Bullshit Jobs: The Rise of Pointless Work, and What We Can Do About It*.
- Rees, Tobias. 2018. *After Ethnos*. Durham und London: Duke University Press.